

Deutsch und Aendeutsch im vergangenen Jahre

Autor(en): **Ed.Bl.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Jährliche Rundschau des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **19 (1923)**

PDF erstellt am: **03.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-595198>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Deutsch und Undeutsch im vergangenen Jahre.

Was uns von allen sprachpolitischen Vorgängen in der Welt am meisten zu Herzen geht, ist immer das Verhalten unserer alemannischen Landsleute und Volksgenossen. Wir sind im ganzen ein gesunder, d. h. für Entsprechung nicht sehr geeigneter Stamm, und das verdanken wir gewiß zum Teil unserm Festhalten an der Mundart. So oft ist es auch von uns ausgesprochen worden, daß unsere Mundart im Wettstreit mit den Schriftsprachen, besonders der französischen, im Nachteil sei, ein an der Sprachgrenze als minderwertig betrachtetes patois im Kampf gegen eine als besonders schön und vornehm angesehene, für alle Lebensgebiete wohlausgebildete Weltsprache, die auch auf dem Dorfe von jung und alt meistentheils gesprochen wird und nicht als fremd und unschweizerisch gilt. Die Sache hat aber, wenn wir das Schicksal der Völker beobachten, noch eine andere Seite. Wo die obere Volksteile zu einer Schriftsprache übergegangen sind und anders sprechen als das Arbeiter- und Bauernvolk, anders als ihre Väter sprachen, da zeigen sie sich weniger widerstandsfähig gegen den staatlichen und wirtschaftlichen Druck eines sieghaften Fremdvollkes; ihr angenommenes Bildungssprachtum ist nicht mehr fest im Volksboden verwurzelt, es ist auswechselbar. Wer einmal zu irgend einer Bildungssprache — und wäre es die dem eigenen Volkstum entsprechende — übergegangen ist, der geht — oder: läuft — leichter nochmals über, wenn der Machtzauber und der staatliche Druck dahin wirken, als wer der angestammten „ungebildeten“ Volkssprache treu geblieben ist. Doch wohlverstanden: nur wenn diese Volkssprache sich der vollen Wertschätzung erfreut, wie das bei uns noch der Fall ist und hoffentlich bleibt. Mit unserer Mundart pflegen wir zugleich unser Deutschtum.

Trotzdem gibt es zurzeit betrüblich oft Gelegenheit, zu sehen, wie der Machtzauber siegreicher Staaten das sprachliche Verhalten deutscher Schweizer beeinflusst. Wenn ein Basler Bürgermeister im

benachbarten Elsaß Ludwig den Bierzehnten oder den Kronprinzen begrüßte, so sprach er ihn deutsch an, auch wenn er französisch konnte, und ließ dem König die Rede von dem mitgeführten Dolmetscher übersetzen. Im Herbst 1923 geht ein Basler Regierungsrat nach Straßburg, nicht zur Begrüßung eines welschen Königs, sondern nur zur Begrüßung einer deutsch sprechenden und bis jetzt auch deutsch geschulten Bürgerschaft, und müht sich da ab, französisch feilzutanzten. Da machte sich's der Straßburger Bürgermeister mit dem südfranzösischen Namen Penrotès leichter: er antwortete dem Basler in alemannischer Sprache, elsässerdeutsch, wie es zwischen Baslern und Straßburgern tausendjähriger Heimatbrauch ist. Man wird vielleicht sagen: die Zeiten haben sich geändert. Gewiß haben sie sich geändert, z. B. darin, daß heute der Männerstolz vor fremden Zeitungsschreibern nicht mehr so groß ist wie bei den alten Eidgenossen vor Königsthronen, nicht aber das hat sich geändert, daß Basel und Straßburg deutschsprechende Städte sind und daß Menschen derselben Muttersprache sich, wenn es mit rechten Dingen zugeht, in dieser ihrer Sprache anzureden pflegen. Doch ernster ist die Frage: dürfen wir deutsche Schweizer den für ihr Sprachrecht kämpfenden Elsässern in den Rücken fallen, indem wir auf ihrem Boden den Einfluß und das Ansehen der fremden Sprache stärken? Wie sollen denn die Pariser Machthaber den Elsässern glauben, daß ihnen das Deutsche unentbehrliches Verkehrsmittel sei, wenn die nach Straßburg kommenden deutschen Schweizer sich der französischen Sprache bedienen? Und ist es überhaupt würdig, wenn Schweizer sich so beflissen zeigen, ihr Verhalten den Machtverhältnissen anzupassen? Wir haben darüber unsere eigenen Gedanken und meinen, ein Regierungsmann sei nicht ein Geschäftsreisender *).

Ein anderer Basler, der eidgenössische Gesandte Paravicini in London, hat es beim dortigen Schweizerfest gewagt, wenn nicht hochdeutsch, so doch schweizerdeutsch zu sprechen, und auch sonst scheint das Deutsche bei der Gelegenheit nicht ausgeschlossen gewesen zu

*) Unser letztjähriger Bericht (Rundschau 1922, S. 11) über einen Vorgang in Schaffhausen ist nach einer freundlichen Mitteilung, die der damalige Redner uns hat zukommen lassen, zu berichtigen und zu ergänzen: Bei der öffentlichen Weihe am Denkmal sprach Präsident Pletscher in deutscher Sprache, wobei den Franzosen eine schriftliche Uebersetzung der Rede eingehändigt wurde, französisch sprach er nachher beim Mittagmahl zur Begrüßung der französischen Gäste. In der Denkmalsrede kam der Satz vor: „Die Angehörigen aller Kriegsführenden waren in gleicher Lage unserer Teilnahme und unseres Beistandes ebenso sicher wie die unglücklichen Franzosen und Belgier.“

sein; aber etwas sonderbar mutet es an, daß dort, in England, die Schweizer ihr Fest Fête suisse oder Thé suisse nennen. Sonderbar wirklich: in Zürich bemalen unsere Kaufleute und Banken ihre Ladenfenster mit ganz überflüssigen englischen Wörtern, die ihnen bei ⁵⁹/₆₀ ihrer Kundschaft gar nichts nützen; in London dagegen kann der deutsche Schweizer plötzlich nicht mehr englisch, sondern tritt auf französischen Stelzen auf.

Viel ernster ist, was unter der leider bedeutungsvollen Aufschrift „Zeichen der Zeit“ am 1. Hornung die „Schweizerische Bodensee-Zeitung“ bringt, daß nämlich, „nach mehrfachen Belegen zu schließen, das eidgenössische Finanzdepartement (unter dem Freiburger Bundesrat Musy) offenbar auf dem berüchtigten Wege der sogenannten „konstanten Praxis“ das Französische auch im Verkehr mit der deutschen Schweiz zur allgemeinen Amtssprache erheben wolle, in der Annahme, daß wir uns im Hinblick auf die allgemeine politische Lage wohl damit abfinden würden.“ Mit Recht sieht das Blatt hierin den Weg, auf dem Belgien zu seinem Sprachenkampf gekommen ist. Aber die Anschauung, daß zwischen deutschen und welschen Schweizern zu gelten habe: was dem einen recht ist, ist dem andern billig, hat sich noch immer nicht ganz durchgesetzt. In Aarau werden („Aargauer Tagblatt“ vom 12. Hornung) von „einigen Freunden“ — sollten es die berühmten amis de la France sein? — „französische Unterhaltungsabende unter Mitwirkung eines tüchtigen Lehrers“ veranstaltet mit der Begründung: „Jeder Schweizer sollte deutsch und französisch sprechen.“ Aber dieser schöne Satz gilt in der Sprachgrenzstadt Freiburg, der Heimat des Herrn Musy, schon nicht mehr; wenn dort (lesen wir in den „Freiburger Nachrichten“ vom 30. März) ein deutsch-freiburgischer Bauer mit seinem Reitwägeli zur Stadt kommt, so stößt er an der Hängebrücke auf einen Polizeimann, der ihn französisch anschnauzt und noch dazu wild wird, daß man ihn nicht versteht. Dem Welschen steckt längst und immer noch in Fleisch und Blut der Gedanke, das Natürliche wäre eigentlich, daß man auf der ganzen Welt französisch spräche. Das kommt oft beinahe kindlich zum Ausdruck. So vor einigen Monaten in einem Reisebericht des „Journal de Genève“ aus Deutschland. Es heißt da über München: „Deutsche, viele Oesterreicher und Schweizer, Engländer, einige Balkanleute, das findet man in den Herbergen Münchens. Und all diese Leute bemühen sich, wohl oder übel deutsch zu sprechen (— in München,

deutsch!!). Denn auf den Straßen oder in den Bierhallen wäre französisch nicht ratsam. Man hat es uns schon in Oesterreich gesagt: Wenn Ihr keinen Aerger haben wollt, sprecht in München deutsch. Und wirklich, wir haben uns daran gemacht.“ Nun bitte, geehrter Mitbürger aus Genf, umkehren: „Si vous voulez ne pas avoir d'ennui, parlez français (nicht deutsch) à Paris. Ma foi, nous nous y sommes mis.“ Doch vergessen wir nicht zu erwähnen, daß in Genf eine Gesellschaft für deutsche Kunst und Literatur (Société genevoise d'Etudes allemandes) entstanden ist, also doch unserer Sprache dort auch Aufmerksamkeit geschenkt wird („Neue Zürcher Nachrichten“ vom 14. Heumonats).

„Eine Staats- und Rechtsschule im Tessin als Abteilung der Eidgenössischen Technischen Hochschule“ möchte ein Mitarbeiter der „N. Zürcher Zeitung“ (Abendblatt vom 20. August) gegründet wissen, und andere nehmen den Gedanken auf („Bodensee-Zeitung“ vom 12. Herbstmonat, „Schaffhauser Intelligenzblatt“ vom 7. Herbstmonat). Die Tessiner sollen auf diesem Wege bessere Schweizer, dem Königreich Italien etwas mehr entfremdet werden. Die Sache sei hier bloß erwähnt, nicht begutachtet. Aber eigentümlich ist es doch: während man sich bei uns den Kopf zerbricht, mit welchen Opfern wir uns die Liebe unserer Tessiner Mitbürger erkaufen könnten, scheint man dort darauf zu sinnen, wie man sich selbst zur Geltung bringen und den nichtitalienischen schweizerischen Einschlag und Einfluß los werden kann; so sollen bedauerlicherweise bei der Neueinrichtung der kantonalen Handelsschule in Bellinz die Kurse wegfallen, die bisher den deutschen und französischen Schweizern den Besuch der Anstalt ermöglicht haben. So nach der „N. Zürcher Zeitung“ vom 11. Brachmonat, die in ihrem Deutsch bedauernd sagt: „Ein trait-d'union zwischen der deutschen Schweiz und dem Tessin droht zu verschwinden.“

In diesem Jahre ist die Volkszählung von 1920 so weit verarbeitet worden, daß die Zeitungen über die deutsche Einwanderung im Tessin Angaben machen konnten. (So „Brugger Tagblatt“ vom 23. August, „Bernener Tagblatt“ vom 21. August, „Luzerner Tagblatt“ vom 20. August und viele andere.) Darnach steht es im Tessin folgendermaßen:

Einwohner italienischer Muttersprache	142,044	
„ deutscher	8,461	5,5 %
„ französischer	1,034	

In der Stadt Bellinz wohnen unter 10,232 Einwohnern 986 deutscher Sprache (9,6 %), im Bezirk Luggaris (Locarno) unter 25,000 Einwohnern 1800 (7%), in der Stadt selbst unter 5045 Einwohnern 538 (10%) deutsche. Größer als die geringe Zahl der Deutschredenden ist überall die der Reichsitaliener. So steht es in dem Kanton, über dessen Germanisierung Herr Mussolini im Jahr 1921 im Abgeordnetenhaus in Rom aufgebeht hat, — als ob es ihn übrigens etwas angehe, falls im Tessin mehr Deutschschweizer lebten als Untertanen des nunmehr zum Diktator Südeuropas vorgerückten Herrn Mussolini.

Wollten wir allen unsern Blättern in ihren Nachrichten und Meinungsäußerungen folgen, so wäre ein gut Teil unseres Berichtes jedes Jahr zu wiederholen. Denn gewisse Dinge kehren regelmäßig wieder: so die Klagen über die Unfruchtbarkeit der Welschlandgängerei, so umgekehrt die Klagen der jungen welschen Kaufleute, in der deutschen Schweiz sei kein Deutsch zu lernen (*Le grand obstacle est le patois alémanique*, und dann: *il est vrai qu'il y a encore le danger du profiteren* — „Schw. Kaufmännisches Zentralblatt“ vom 28. Herbstmonat).

Als Sonderbarkeit sei noch erwähnt, daß es trotz allem unter uns noch Leute gibt, die der Meinung sind, wir verwendeten zu viel Mühe auf die Erlernung der Schriftsprache. So in einer merkwürdig hinkenden Blauderei — oder kann eine Blauderei nicht hinken? — ein Dr. Hans Hasler in der „Schw. Lehrerzeitung“ vom 3. Christmonat 1922. Er schildert die Schwierigkeiten des Deutschunterrichts und sagt dann: „Und doch, wir zahlen zu viel für die Pfeife“, und am Ende weiß auch er wieder keinen andern Rat als „Pfleger des Hochdeutschen, aber auch Pfleger der Mundart.“ Also im Schlußergebnis ganz das, was wir ebenfalls fordern; aber zur Erleichterung seines schweren Schulmeisterherzens sei Herr Dr. Hasler daran erinnert, daß wir den hohen Mühenpreis des langjährigen Deutschunterrichtes nicht für irgend eine „Pfeife“ bezahlen, sondern für das tägliche Brot unserer Volksseele. Ein Lehrer, der sich dessen bewußt ist, zieht seine Straße fröhlich.

Draußen in der Welt geht die Unterdrückung der sprachlichen Minderheiten ihren Weg, und da es deutsche Minderheiten jetzt in etwa zehn europäischen Staaten gibt, so wird keine Sprache von der heute wütenden Gewaltpolitik so hart betroffen wie die unsrige, von der Narwa bis zur Etsch, von der Maas bis zum Schwarzen Meer.

Auf eine richtige Uebersicht müssen wir verzichten, dafür genügen Zeitungen als Quelle nicht. Zu sagen ist dies Jahr vor allem, daß das verkleinerte Ungarn zwar heute der sprachlichen Knechtung seiner Söhne in den Siegerstaaten zornig zusieht, aber die ihm verbliebenen Minderheiten, zumal die deutsche, immer noch nicht vernünftig zu behandeln scheint, daß in Rumänien der Frühling verständiger Minderheitenduldung bereits vorbei ist und die Nichtrumänen sich bitter über neue, drückende Gesetze beschweren, daß in Dänemark ebenfalls die Zeit anständiger Verträglichkeit vorbei ist und von den Deutschen der Vorwurf erhoben wird, die Dänen gründeten auf deutschem Reichsboden eine Schule nach der andern, um so ganz Schleswig zur Ablösung vorzubereiten, — die Weimarer Reichsverfassung und die Entwertung der Mark erleichtern solche Schulgründungen —, und daß es überall anderswo ungefähr den längst eingeschlagenen Weg geht.

Im Elsaß trampelt der Nationalismus alles nieder: die Volksbildung geht sichtbar zurück, und das einst blühende und wohlgeschulte Elsaß wird bald in Westeuropa eine Insel der Unwissenheit und Barbarei sein, auch der sittlichen Verkommenheit, denn Landsleute, die im Elsaß gereist sind, sagen uns, die Angst vor Ungeberei und die politische Heuchelei hätten die Bevölkerung an ihrem Wahrheitsinn aufs tiefste geschädigt. Nach dem „Statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich“ entfielen im Jahr 1910 auf 10,000 deutsche Rekruten z w e i des Lesens unkundige, mithin 1000mal weniger als in Frankreich, — nach französischen Angaben. Wahrscheinlich leitet Frankreich sein Recht, das deutsche Volk durch Senegalneger und Annamiten zu erziehen, aus dem glänzenden Stande seines Volksschulwesens ab, meint der „Morgen“ (Olten, 27. Heumonat). An sich ist es erfreulich, daß die P r e s s e heute schärfer und mutiger für die Rechte des Deutschen eintritt; eine einflußreiche Zeitung Straßburgs, die linksgerichtete „République“ (trotz diesem Namen von Anfang bis Ende deutsch geschrieben!), hat sogar einfach die deutsche Volksschule gefordert (nach „Mülhauser Volksblatt“ vom 18. Weinmonat). Auch macht die elsässische Presse jetzt mit Nachdruck geltend, daß die elsässische Mundart deutsch, deutsch somit die Muttersprache der neuen Rheinfranzosen sei; das alberne Märchen von der besondern langue alsacienne ist also aufgegeben. Aber allerdings nur im Elsaß, in Frankreich sitzt der Irrtum nun fest, und darauf kommt es an, denn die Regierung kann tun was sie will,

solange sie auf ihre Kammermehrheit rechnen kann, — in Frankreich gibt es keine bundesstaatlichen Regierungen, man wird da von Paris aus regiert, nicht wie zur deutschen Zeit von Straßburg aus. Ich möchte nicht weiter auf Einzelheiten eingehen; sie sind niederdrückend und widern sogar an.

Am lebhaftesten und allgemeinsten ist seit den Gewaltfriedensschlüssen bei uns die Teilnahme für die Schicksale Südtirols gewesen. Wir sagten dem Lande letztes Jahr eine noch betrübendere Zukunft voraus, und es ist so gekommen. Mit dem Kraftmenschen Mussolini ist der von jeher nicht eben zimperliche italienische Nationalismus in seiner allerschärfsten Gestalt über die tirolischen Täler Herr geworden. Die Zusicherungen und Freundlichkeiten der ersten Monate sind vergessen, der König von Italien hat ja die neue Gewalt auch über sich ergehen lassen müssen, — warum denn nicht die tirolischen Bürgermeister? Auch hier möchte ich nicht in viele Einzelheiten eintreten, wohl aber einige ihrer Eigenart wegen bedeutsame Dinge kurz berühren. Die Bezeichnungen Tirol, Südtirol, Welschtirol, Deutschsüdtirol, Tiroler usw. sind amtlich bei strenger Strafe verboten worden. Als Uebergangsmaßregel hat zu gelten, daß die Worte Oberetsch und Etschländer vorläufig geduldet werden. („La Stampa“ vom 22. August); eine holländische Zeitung („Telegraaf“ vom 25. August) nennt es nicht übel: „Eroberung mit dem Radiergummi“. Weshalb nicht überhaupt die Alpen, die doch immerhin an Oesterreich erinnern, Nordapenninen nennen und die Etsch zum Nebenfluß des Arnos oder des Tibers ernennen? Der König von England ist mit gutem Beispiel vorangegangen: sein Geschlecht heißt jetzt amtlich nicht mehr Haus Coburg, seitmalen dieser Name zu Deutschland Beziehungen hat, sondern Haus Windsor; so setzt man seinen Großvater einfach ab, da kann ja Herr Mussolini, dessen Macht größer ist als die eines Königs von England, Tirol absetzen und Alto Adige draus machen. Die Zeitung „Der Tiroler“ muß jetzt heißen „Brenner Heimat“. Aber es kann noch besser kommen. „Il Resto del Carlino“ vom 24. August droht: „Der „Tiroler“ soll sich nicht beklagen; die gutmütigen Italiener haben ihm in seinem deutschen Titel immer noch ein allzu häßliches Kleid gelassen.“ Es ist nicht ohne Reiz damit zu vergleichen, wie der Mailänder „Secolo“ (9. Jänner) sich beschwert über die verkehrshindernde Umtaufe von Städten wie Lemberg, Warschau, Ugram, Marburg im internationalen Telegraphenverzeichnis. Jetzt herrsche eben leider der Chau-

vinismus, meint der „Secolo“, — er hätte die Beobachtung machen können, ohne so weit zu reisen.

Auf Firmenschildern in Deutschtirol muß das Italienische voranstehen, das Deutsche darf folgen, kostet aber für jedes Wort — nach einer schweizerischen Zeitung: für jeden Buchstaben — 20 Franken Steuer jedes Jahr. So macht man doch ein Geschäft, wenn auch kein so großes wie mit den 50 Millionen Franken für die in Albanien ermordeten Offiziere; der bescheidenste Beitrag ist willkommen. Den härtesten Schlag aber versetzte die italienische Regierung den Tirolern durch die plötzliche Aufhebung aller noch bestehenden deutschen Schulen, 400 an der Zahl. Der Streich macht Aufsehen und läßt auch die nicht kalt, die sonst dergleichen nicht schwer nehmen. Die Zeitungen berichten von einer herzerreißenden Eingabe der Tiroler Mütter an die Königin Helena von Italien, von einer aufgeregten und mit bekannter italienischer grazia durch Faschistenpöbel gestörten Mütterversammlung in Bozen, von einer kräftigen Kundgebung des Fürstbischofs von Trient gegen den Gewaltstreich („N. Z. Stg.“ vom 8. und 11. Wintermonat 1923), und in der „Neuen Zürcher Zeitung“ richtet der Zürcher Philosophieprofessor Fritz Medicus an den ihm persönlich bekannten Unterrichtsminister Gentile einen ergreifenden offenen Brief. Was wird der allmächtige Mann Italiens tun? Er hat die Gewalt in Händen. Aber andere haben vor ihm die Erfahrung gemacht, daß die Gewalt nicht von ewiger Dauer ist, und daß ein geknechtetes Volk oft einen längern Atem hat als seine noch so mächtigen Peiniger.

Auf M a l t a haben es die Italiener durchgesetzt, daß Italienisch neben Englisch in die Schulen eingeführt wurde, — in welchem Umfang sagen meine Quellen („Corriere della Sera“ vom 23. August, „L'Ambrosiano“ vom 27. Herbstmonat) nicht ganz genau: vom fünften Schuljahre an soll italienisch gelehrt werden, ob aber als Unterrichtsfach oder als Unterrichtssprache, weiß ich nicht. Hier also geht es ausnahmsweise einmal der Volkssprache auf Kosten der Staatssprache besser als früher. Freuen wir uns darüber, wenn es auch nicht die deutsche Sprache ist.

Ueber B e l g i e n s Sprachverhältnisse ist diesmal nichts Neues zu sagen, es ist da alles fortwährend im Fluß. Uebrigens fangen unsere Zeitungen an, sich damit öfter zu beschäftigen. Insbesondere ist das geschehen, als im Laufe des Jahres eine Anzahl von Zeitungsleuten aus unserem Lande als Gäste der belgischen Regierung das

Land bereist hatten. Da las man viel vom Flamentum. Nur klang es freilich sehr kühl, vorsichtig und allgemein; die Herren fühlten wohl, daß sie die nötigen Kenntnisse nicht besitzen, werden ja auch wissen, daß ein Gast nicht frei ist, über den Gastgeber zu schreiben, was ihm beliebt.

Kann man sich auf Nachrichten verlassen, die aus Rußland kommen? Wenn ja, so wäre das gegenwärtige Rußland, obgleich der wichtigsten fremden Randvölker entledigt, wie ein Nationalitäten- (d. h. Vielsprachen-) Staat verwaltet und könnte hierin andern, gefitteteren Ländern als Beispiel vorgehalten werden. Alle Verfügungen, berichtet Moskau am 20. August („St. Galler Tagblatt“ vom 22. August), die sich auf das gesamte Gebiet Sowjetrußlands erstrecken, sollen fortan in sechs Sprachen veröffentlicht werden. Deutsch ist nicht unter diesen sechs Staatsprachen, wohl weil es heute nirgends in Rußland ein größeres deutsches Sprachgebiet gibt. Aber wir verzeichnen gern jeden Vorgang, der auf sprachliche Duldung an irgend einer Stelle unseres geknechteten Erdteils deutet.

Ueber „die Weltsprachfrage und das Gymnasium“ hat (am 9. Weinmonat 1922, siehe „Neue Zürcher Zeitung“ Nr. 1342 vom 14. daraufhin) die schweizerische Gymnasiallehrertagung in Zug beraten. Den Hauptvortrag hielt der Pater Egger von Sarnen. Ueber künstliche und natürliche Weltsprachen wurden verschiedene Meinungen laut. Pater Egger selbst kam zu dem Schluß, an allen Mittelschulen sollte Deutsch, Französisch, Englisch gepflegt werden, nicht aber eine künstliche Sprache. Diese Meinung scheint auch sonst vorgewaltet zu haben, wengleich die Einführung einer Welthilfssprache als Schulfach ebenfalls ihre Verteidiger fand. Die „Schildwache“ (katholisches Kampfblatt, das in Olten erscheint, Nummer vom 29. Herbstmonat 1923) ist der Zuversicht, daß die Aussichten des Lateinischen, wieder lebendiges Verkehrsmittel zu werden, noch bestehen, und überschreibt sein Aufsätzchen kühn: Das Latein kommt!

Weil wir aber gerade bei den geistlichen Herren sind, sei hier noch der päpstlichen Kurie eine gute Note erteilt: es ist nicht lange, da traf bei der Hochzeit eines süddeutschen Reichsbeamten mit einer österreichischen Gräfin in Passau ein Glückwunsch des Staatssekretärs Kardinals Gasparri ein; er war in deutscher Sprache abgefaßt, — zur Freude der Beteiligten, die uns das selbst mitgeteilt haben.

Ed. Bl.